Gefangenschaft in Frankreich

Verlag Deutscher Evangelischer Filmdienst
Dresden-A., Ammonstraße 2

Gefangenschaft in Frankreich.

Mancherlei Berichte über die Gefangenschaft sind schon veröffentlicht, aber sie haben den Berichten aus dem Felde gegenüber einen Nachteil. Im Felde konnten Aufnahmen gemacht werden und viele können ihre Berichte durch begleitende Bilder lebendig machen. Für die Gefangenschaft gilt das nur in geringem Maße. Darum hoffen wir manchem eine Freude zu machen, wenn wir ihm solche Bilder vorführen. Ganz besonders schwer aber war es in französischer Gefangenschaft, Bilder zu bekommen und sie über die Grenze zu bringen, weil die Franzosen selber gut genug wußten, daß ihre vielgerühmte Menschlichkeit nur ein Reklameartikel war, in Wirklichkeit sah die französische Gefangenschaft sehr wenig menschenwürdig aus. Auch die Bilder werden es an ihrem Teile bestätigen.

1. Bild: Die Kompanie 2/89 im Cockstedter Lager 1914.

Wir begleiten in Gedanken unsere Soldaten. Eine Kompanie kurz vor dem Kriege, wie sie zu ihren größeren Übungen ausrückte. Das Feldgrau ließ schon ahnen, daß es bald einmal ernst werden konnte. Nur die blitzenden Helme und die Litewka des Hauptmanns erinnerten noch an den Frieden. Dieselben Männer verließen am Sonntag, den 2. August, als fliegende Kompanie die Garnison. In ihrem Aussehen unterschieden sie sich nur durch den feldgrauen Helmüberzug von dieser Photographie.

2. Bild: Karte.

Das Regiment überschritt am 4. August mittags 12 Uhr die belgische Grenze. Lüttich, Charleroi, Mons, St. Quentin,

Chauny, Soissons, Château-Thierry bezeichnen die Spur seines Marsches. Schon vor Lüttich hatte es schwere Kämpfe bestanden, einzelne Teile kamen bald hier bald dort ins Feuer, gewaltige Märsche wurden zurückgelegt, der längste und härteste am 30. August 1914 mit mehr als 50 Kilometer bei einem halben Zentner Traglast. Endlich am 4. bis 6. September kamen die Schlachttage an der Marne. In allen drei Gefechten war das Regiment siegreich. Auch in Esternay behauptete es seine Stellung. Aber am 7. September morgens 6 Uhr kam wie aus heiterem Himmel der Befehl zum Rückzug. Ohne einen Schuß mit dem Feinde zu wechseln, gingen die unseren zurück. Die Munition wurde mitgenommen, aber das Feldlazarett im Schlosse Esternay (sprich: Esternä) blieb in der Hand des Feindes. So gerieten mehrere hundert Deutsche in Gefangenschaft. Erst vier Stunden nach dem Zurückgehen der Schützenlinien, gegen 10 Uhr vormittags, tasteten die Franzosen in größeren Patrouillen leise vor und gegen 11 Uhr erst erstieg die Schützenlinie die alten Wälle des Schlosses. Bald entwickelte sich auf dem Schloßhof ein buntes Bild. Die alten bunten Friedensuniformen waren ja noch im Gebrauch bei den Franzosen. Franzosen zu Fuß und Reiter, Zuaven, Turkos, Alpenjäger, alle Dienstgrade, die wir damals noch nicht unterscheiden konnten. Gegen 1 Uhr mag es gewesen sein, als der General erschien und sich treuherzig vorstellte: Je suis le général (ich bin der General). Er versprach, für die Gefangenen eine Kuh zu schlachten. Die französischen Soldaten waren ganz kameradschaftlich. Sie hatten eben selbst schon Feuer gerochen. Sie gaben uns zu essen und zu rauchen. Andere allerdings durchstöberten das Schloß und nahmen den Verwundeten Geldbörsen und Uhren ab. Aber in Gegenwart der Offiziere durfte das noch nicht geschehen. Ein Franzose, der bei solchen feigen Räubereien ergriffen wurde, soll sofort standrechtlich erschossen worden sein.

Am Abend des 7. September wurden etwa hundert leichter Verwundete nach Sézanne geführt. Dabei kamen wir über das

Schlachtfeld. Auf der einen Seite lagen die Deutschen in Schützenlinien, auf der anderen die Franzosen. Ach, wie beneideten wir die Gefallenen! Wer wußte, was uns noch bevorstand!

Spät am Abend kamen wir in der kleinen Stadt an. In der Nacht auf dem Bahnhof wurden den meisten von uns ihre Mützen gestohlen, die als „souvenir“ von dem französischen Publikum sehr begehrt waren. Morgens um 7 Uhr verließ der Zug den Bahnhof unter fernem Kanonendonner, dem letzten Gruß der deutschen Heere.

Die eigentliche Gefangenschaft begann mit einer sechzigstündigen Bahnfahrt. Diese Fahrt war allerdings von langen Aufenthalten auf Nebengleisen unterbrochen. Viele Züge mit frischen Truppen begegneten uns. Aber diese waren in keiner Weise kameradschaftlich, sondern höhnten, spien und beschimpften uns in widerlicher Weise. Einmal hielt der Zug auf einsamem Bahnsteig mitten in der Nacht. Vor uns waren französische Verwundete. Ein feiner Herr lief am Zuge hin und reichte Päckchen von Zigaretten in jedes Abteil. In der Dunkelheit wurde er zunächst nicht gewahr, daß er an Wagen kam, die mit deutschen Gefangenen besetzt waren, bei einer Laterne aber erkannte er sie plötzlich, da brach er in wüste Schimpfreden aus und spie gegen die Wagen aus. Die Schimpfworte kannten wir bald: Schwein, Hund, Mörder, Bosch, das waren die immer wiederkehrenden bei jeder Begegnung mit mehreren Franzosen, ganz gleich ob Zivil oder Militär.

Unsere Fahrt ging allmählich etwas schneller. In der Nacht zum 10. September waren wir in Orleans, am Abend des 10. September in Limoges. Von Sézanne bis Limoges (sprich: Limosch) hatten wir etwa 60 Stunden, also 2½ volle Tage gebraucht. In der ganzen Zeit erhielten wir keine Verpflegung. In der Nacht vom 8. zum 9. September kauften die Wachmannschaften auf einsamem Haltepunkt einige Körbe Pfirsiche. Jeder Gefangene bekam etwa zwei, das war nach etwa 16 Stunden Hungers. Am Morgen des 10. September

in Orleans stahlen die Wachposten für uns verschimmeltes Brot, das, zum Pferdefutter bestimmt, uns nach über 40 Stunden Hungers trefflich mundete. Viel ist auch das nicht gewesen. Die Wunden wurden natürlich erst recht nicht gepflegt. Sie begannen schon zu eitern und zu riechen.

In Limoges war der Bahnhof abgesperrt. Mit gutem Grund, denn abgesehen von einigen Damen vom Roten Kreuz, die mit unserem jammervoll dahinschleichenden Zuge einiges Mitleid zeigten, empfing uns ein Schimpfgeheul der gestauten Menge. Nur mit Mühe brachte man uns in elektrische Straßenbahnwagen. Die Jalousien wurden heruntergelassen, gerade noch rechtzeitig, um einen prasselnden Steinhagel von den Fensterscheiben abzuhalten.

Vom 10. bis 19. September waren wir in Limoges. Es sollte das ein Gefangenenlazarett sein. Aber die Unterbringung für Verwundete war jammervoll, die Verpflegung ganz ungenügend, die ärztliche Versorgung spottete jeder Beschreibung. So gaben die Franzosen kein Heilserum für Wundstarre her. Eine Menge Kameraden sind so hilflos verendet. Wenn die Wundstarre weiter fortschritt, kamen sie in einen besonderen Raum, wo sie starben. Der Anblick dort soll schrecklich gewesen sein. Die hygienischen Verhältnisse waren haarsträubend. Weil wir später auf diese einzelnen Zweige französischer Gefangenenbehandlung noch zurückkommen, fassen wir uns hier kurz. Die Zustände waren so, daß wir uns sagten: Nur weg! Überall muß es besser sein als in dieser Hölle.

Zum ersten Transport drängten wir uns. Am 19. September abends verließen wir Limoges, diesmal in Viehwagen verladen und kamen am Vormittag des 20. September in Montauban an.

3. Bild: Montauban, Generalansicht von Westen.

Die Stadt mag 25 000 bis 30 000 Einwohner zählen. Auf dem Bilde sieht man rechts unten recht ärmliche Häuser, darüber städtische Straßenzüge, und über alles erhebt sich der stolze Dom.

4. Bild: Die Rathausstraße in Montauban.

Eine der größten Verkehrsadern, die auf einen Glockenturm am Dom zuführt. Ähnlich könnte es auch in unseren Städten aussehen.

5. Bild: Der Dom von außen.

Dieser Dom ist katholisch, aber seine Größe und Pracht geht über das weit hinaus, was man in einer verhältnismäßig kleinen Stadt erwarten sollte. Das wird besonders deutlich an dem

6. Bild: Das Innere des Domes.

Man merkt der katholischen Kirche an, daß sie hier alles aufwandte um zu imponieren. Wir befinden uns in Montauban an der Zentrale des reformierten Lebens in Frankreich. Jene Gegenden haben vor 250 und 300 Jahren eine Verfolgung der Protestanten gesehen, wie sie die katholische Kirche vielleicht niemals so blutig geführt hat. Aber die reformierten Christen haben in einem kleinen getreuen Häuflein einen Heldenkampf ohnegleichen geführt. Ein kleiner Rest ist so erhalten geblieben. In Montauban mag ein Zehntel Protestanten sein, aber diese kleine Schar bereitet der katholischen Kirche stete Angst und Sorge, zumal eine ganze Anzahl der einflußreichsten Männer in Frankreich Protestanten sind.

7. Bild:

Einige Bilder vom Nationalplatz mögen das innere Stadtbild vervollständigen. Es ist der berühmteste Platz in Montauban.

8. Bild: Die Laubengänge

am gleichen Platz reden auch noch von einer mehr und mehr schwindenden Bedeutung der Stadt.

Während die Stadt selber ohne landschaftliche Reize ist, gewinnt sie durch den Tarn, der sie berührt, auch landschaftlich etwas.

9. Bild:

Das steile Ufer mit den Straßenbauten und die langgezogene Insel, mit Bäumen bestanden, wirken nicht häßlich.

10. Bild: Die große Tarnbrücke.

Geradezu imposant wirkt aber die mittelalterliche Brücke.

11. Bild: Ausläufer der Brücke in die Stadt.

Das alte Rathaus, jetzt Museum, und der Turm der Jakobuskirche, ganz rechts sogar noch ein Stück des Domes sind sichtbar. Kirchen sind in Frankreich immer katholisch, die Protestanten dürfen ihre Gotteshäuser nur als Tempel bezeichnen. Auch Türme dürfen sie nicht bauen.

12. Bild: Das andere Ende der Brücke,

mit einem lieblichen Blick auf den Tarn. Hiermit verlassen wir die besten Viertel der Stadt und wandern in Gedanken hinaus.

13. Bild: Straße aus der Vorstadt.

Dort verliert die Stadt alles imponierende. Kleine häßliche, schmutzige Häuser bilden die Straßen. Wir kommen an einen Straßenwinkel, wo die eine Ecke durch hohe Mauern, statt durch Häuser gebildet wird. Ein großes Eisentor bildet die abgeschrägte Ecke. An der Mauer liest man das Wort: Artillerie', mit einem Häkchen in der Höhe dahinter.

Das Tor tut sich auf, da blicken wir auf einen weiten Platz und dahinter ein langgestrecktes Gebäude. Wir befinden uns im Depôt des Prisonniers de guerre, d. h. im **Kriegsgefangenenlager**, dem unser Bild jetzt gelten soll.

14. Bild: Mittagsappell im Gefangenenlager.

Sehen wir uns zunächst die räumlichen Verhältnisse an. Vor uns liegt die große Halle, in der die Gefangenen untergebracht sind. Vier mächtige Giebel sind zu sehen. Nach links setzt sie sich in noch zwei weiteren Giebeln

fort, so daß man also im ganzen sechs solche Winkel vor sich hat. Genau auf die Mitte führt die Allee mit Platanen zu, die wiederum die gerade Verbindung der Halle mit dem obenerwähnten Eingangstor herstellt. Die Halle wird gegen hundert Meter lang sein. Auch ihre Tiefe ist nicht viel geringer, achtzig bis neunzig Meter. Der Platz davor bildet ein großes Dreieck, eingeschlossen durch die Mauern, von denen ein Stück rechts zu sehen ist, und die Front des Gebäudes. Das ist der Aufenthalt für die Gefangenen. Diese Halle und diesen Platz dürfen sie nur unter Bewachung verlassen. Im Hintergrunde rechts ist ein Schilderhaus zu sehen. Über dieses durfte man nicht ohne weiteres hinaus. Ferner sieht man im Hintergrunde rechts dunkle Zypressen aufragen. Dort liegt der Friedhof, auf dem auch über sechzig deutsche Kameraden schlummern.

Die Aufstellung zum Appell läßt uns gleich einen Blick in die **Organisation des Lagers** tun.

Die Zahl der angetretenen Gefangenen wird vielleicht 1500 übersteigen. Sie sind in Kompanien zu 100 Mann eingeteilt, an deren Spitze ein deutscher Feldwebel steht. Jedem Feldwebel ist ein französischer Brigadier oder Korporal beigeordnet, das ist nach unseren Begriffen ungefähr ein ausgetretener Gefreiter. Beim Appell zählen der Deutsche und der Franzose gemeinsam ihre Kompanie durch und begeben sich nach vorn zur Meldung. Hier erwartet sie der deutsche „Regimentsführer", der lagergewaltige Feldwebel der Garde mit seinem deutschen Dolmetscher, der über alle gesetzt ist. Man sieht ihn links mit hohen Stiefeln breitspurig stehen. An dem anderen Ende der Reihe französischer Korporäle steht ein Franzose mit langem, schwarzem Bart, der „Adjutant". Das ist im französischen die Bezeichnung für einen Offizierstellvertreter. Ein solcher ist bei jedem Appell zugegen. Der eigentliche Lagerkommandant aber ist ein höherer Offizier, Hauptmann, Major oder Oberst, oder französisch: capitaine, commandant oder colonel. Er macht die gewöhnlichen Appelle nicht mit.

Endlich müssen wir noch einen Blick auf die Zeichen

deutscher Tätigkeit werfen. Eine Menge Wäsche weht zwischen den Bäumen auf den Leinen. Mit ganz wenigen Ausnahmen waren die deutschen Gefangenen Menschen, die sich mit allen Mitteln sauber hielten, was man von den Franzosen keineswegs behaupten konnte. Es ist erstaunlich, mit welchem Mindestmaß von Waschen sie auszukommen vermochten. Wie oft konnten wir beobachten, wie sie Morgentoilette machten. In ihren mit Wasser gefüllten Trinkbecher tauchten sie einen Zipfel ihres Handtuches und fuhren damit über Nase, Augen und Mund. Geschwind wurde die wenige Feuchtigkeit mit dem trockenen Teil des Handtuchs wieder fortgerieben und unser Pisang strahlte in ausreichender Sauberkeit.

Die ganze Front der Halle besteht aus großen Toren, eins neben dem anderen. Drei Tore unter jedem Giebel, also achtzehn Tore im ganzen. Aber alle bis auf eines sind verschlossen. Durch dies eine Tor, das achte von links, das elfte von rechts, betreten wir jetzt die Halle selbst.

15. Bild: Das Innere der Halle.

Wir befinden uns hier in der ersten Halle, die man durch das offene Tor betritt. Man sieht, daß das ganze ein Eisenbau ist, der mit Ziegeln oder Glas gedeckt wurde. In dieser und der Nachbarhalle rechts sind die großen Dachfenster, ebenso in den beiden Außenhallen, aber die zweite und fünfte Halle haben kein Fenster. Das ganze Innere bildet einen großen Raum, den nur die langen Reihen eiserner Träger in sechs lange Hallen zerlegen. In dieser Halle standen in Friedenszeiten Kanonen oder Munitionswagen in drei langen Reihen in jeder Halle. Als wir hinkamen, war sie ganz leer.

Was fällt hier auf unserem Bilde auf? Am meisten hervortreten die aus Backsteinen aufgemauerten Öfen. Mehr als diese beiden Öfen in den beiden mittleren Hallen waren in der ganzen großen Halle nicht zu finden. Auch sie sind erst gegen Ende des Winters 1914/15 aufgeführt, auf Drängen der deutschen Behörden. Sie dienten nur zum Wäschetrocknen.

Man denke übrigens nicht, daß es in jener Gegend nicht kalt wird. Wir haben bis acht Grad Kälte gehabt. Man kann sich denken, wie wir in dieser leichten Halle bitterlich gefroren haben.

Ferner ist auf die vielen Drähte aufmerksam zu machen, die von dem Eisengerüst der Dächer herabgespannt sind, wie Spinnweben. Sie halten die aus Papier aufgebauten Buden aufrecht, die wir uns zum Schutz gegen die Kälte aufgerichtet hatten. Der Fußboden der Halle ist mit unbehauenen Kopfsteinen gepflastert.

16. Bild: Der Feldwebel, welcher über alle Gefangenen gesetzt war.

Das Wichtigste an diesem Bilde ist nicht der selbstbewußte Mann, sondern die Umgebung, in der er aufgenommen worden ist. Wir befinden uns wieder in der Halle, und zwar in der östlichsten Abteilung derselben. Man sieht auf dem Steinpflaster unmittelbar die Streu, auf der die Gefangenen ihre Schlafstätte hatten. So auf das Stroh wurden wir gelagert, obwohl wir in der größten Mehrzahl noch offene Wunden hatten. Decken hatten wir nicht. Erst zwischen Weihnachten 1914 und Neujahr 1915 wurden die ersten Decken von den Franzosen verteilt, und zwar für je zwei Mann eine Decke. Die Not war dadurch besonders drückend, daß nur ganz wenige unter uns Mäntel besaßen. In kurzer Zeit war auch das Stroh so durchgelegen, daß man jeden Stein durchfühlte. Vom 20. September bis in die letzten Dezembertage haben wir auf demselben Stroh liegen müssen. Viele der Verwundeten konnten nur auf einer Seite liegen. Gegen 1 oder 2 Uhr in der Nacht war an ein Schlafen auf den harten Steinen nicht mehr zu denken. Wir standen dann einzeln auf und wanderten erst eine Stunde umher, um uns wieder zu erwärmen und die mürben Glieder von dem harten Druck zu erholen.

Ferner sieht man im Hintergrund ein großes halbkreisförmiges Fenster. Das Fenster war nicht etwa mit Glas ver-

schlossen, sondern mit Eisenstäben in Form einer feststehenden Jalousie, zwischen denen der Wind natürlich hell hindurchpfiff. Wie undicht alles gebaut war, erkennt man auch an der hellen Linie, die von dem rechten Oberarm des Feldwebels aufwärts nach rechts zieht. Das ist der Spalt, der zwischen der Giebelwand und dem Dache das Licht durchläßt und natürlich auch die Luft. Ebenso waren an den beiden Querseiten der Halle kleinere Fenster, die mit feststehenden Holzstäben geschlossen waren, die aber der Luft freien Zutritt gewährten. Viele meinen vielleicht, in dem sonnigen Süden Frankreichs könnte man das gut aushalten, aber das Klima dort hat seine Tücken. Das ganze Land besteht aus Kalkstein, der sich schnell erwärmt, aber auch ebenso wieder abkühlt. Viele werden sich erinnern, daß im Herbst 1914 herrliches Wetter war. Da wurde es so warm im Sonnenschein, daß wir noch im November bisweilen in der Mittagszeit in der grellen Sonne die Oberkörper entblößten und uns bescheinen ließen. Bekanntlich haben Sonnenbäder eine wunderbare Heilkraft für Wunden und Rheumatismus. Aber wehe, wenn die Nacht kam. In wenig Stunden sank die Temperatur auf Null Grad und darunter und ein eisiger Wind strich scharf über das Land und durch die Halle.

17. Bild: Schutzwände aus Stroh und Papier.

Dieser kalte Wind war gefürchtet. Er führte bei uns die Bezeichnung: „die kalte Sau". Gegen die kalte Sau, die sich überall durchdrängte, mußte man sich wehren. Unsere Kleidungsstücke nutzten wir so gut wie irgendmöglich aus, aber auch wenn man den Waffenrock auszog und umkehrte, so reichte er mühsam von den Schultern zu den Knien und war nicht dick genug, die schneidende Nachtkälte abzuhalten. Darum suchten wir anderen Schutz. Pflöcke wurden in die Erde gerammt, Drähte gezogen und mit Stroh durchflochten. Auf dem Bilde sieht man solche Strohwände. Endlich bekamen wir die ersten Nachrichten von zu Hause am 27. Oktober, also über fünf Wochen nach unserem Eintreffen in Montauban, über sieben

nach der Gefangennahme. Solange hatten wir alle gleich leiden müssen. Nun bekamen einige etwas Geld von zu Hause und konnten sich eine Decke anschaffen, andere nahmen kleine Dienste bei solchen an, wodurch auch sie etwas Geld in die Hand bekamen. Am 19. November 1914 trafen endlich die ersten Pakete ein. Es ist nicht zu beschreiben, welch eine Freude das für die Empfänger war. Wäsche, wärmende Kleidung, Nahrungsmittel, Bilder von zu Hause, waren der Inhalt. Aber nicht er allein war uns wichtig. Wir bekamen auch dünnere und dickere Umhüllungen in die Hand, davon wurden nun Wände und Dächer zum Schutz gegen die Kälte errichtet. Solcher Papier- und Leinenwände zeigt das Bild eine ganze Menge. Wie knapp aber solch Baumaterial noch war, erkennt man an einem „Sonnenschirm", den die Mitte des Bildes zeigt. Aus lauter kleinen Papier- und Pappstücken ist er zusammengesetzt und zeigt doch große Lücken. Auch auf diesem Bilde sieht man wieder Wäsche zum Trocknen aufgehängt, die man im Auge behalten mußte. Bei genauer Betrachtung sieht man hinter dem mittelsten Träger einige Papiergebilde in der Luft hängen. Das untere ist ein Schiff, das obere ein Flieger. Diese beiden fallen bei dem

18. Bild: Große Gruppe von Kriegsgefangenen,

stärker ins Auge. Das Papierschiff führte den Namen „Emden". Eine Zeitlang haben die Franzosen den Gefangenen den Spaß gelassen. Später mußte all so etwas verschwinden, es war sogar verboten, die Farben Schwarz-Weiß-Rot irgendwo zu zeigen, außer an Uniformstücken, und Gegenstände mit diesen Farben, Bilder, Karten, Federhalter und Bleifedern usw. wurden weggenommen oder nicht ausgehändigt. Dies Bild erinnert an bitteres Herzeleid. Die Angehörigen eines Kameraden hatten die letzten Nachrichten aus Montauban erhalten, dann verstummten sie. Auf diesem Bilde wurde er mit aufgenommen. Das Bild kam in eine deutsche Zeitschrift. Eine Anfrage mit dem Bilde begleitet kam zu uns, ob jemand ihn

kannte oder von ihm wüßte. Unser Lager war damals schon sehr verkleinert. Keiner wußte etwas von ihm. Der Mann war und blieb vermißt. — Wo mochte er geblieben sein? Wir können nur Vermutungen anstellen. Einmal kam nämlich der Lagerfeldwebel in Verzweiflung vom Bureau zurück, weil er einen Kameraden in den Listen nicht finden konnte, der aus dem Lazarett gesund entlassen war. Er selbst sagte aus und hatte Zeugen, daß er vor seiner Krankheit im Lager war. Endlich kam der Feldwebel auf den Gedanken, die Sterbeliste nachzusehen, und siehe da, er war als gestorben und begraben notiert. Wer war nun aber an seiner Stelle begraben? Jener Kamerad auf diesem Bilde? Was für eine Unsumme von Herzeleid hat solch Irrtum hervorgerufen und gesteigert?

19. Bild: Eine Mittagsmahlzeit.

Hier ist zu beachten, daß wir uns schon in einem vorgeschrittenen Stadium der Gefangenschaft befinden. Rechts ist ein Papierzelt schon ganz wie ein kleines Häuschen aufgebaut und zum Schmuck mit einem Schornstein versehen. Ein Fenster aus Butterbrotpapier ist im Giebel zu sehen. Vom 27. Januar 1915 an bekam das Lager ein anderes Gesicht, weil wir damals Holzpritschen und Strohsäcke erhielten.

Aber wie erbärmlich sah es beim Essen noch im Dezember 1914 bei uns aus. Die Franzosen hatten nur die großen Wannen und für jeden einen Löffel geliefert. Je zehn oder zwanzig Mann mußten aus einer Wanne essen. In den ersten Wochen war es schwierig, eine Gruppe zusammenzustellen, die andere Gefäße für jeden Mann besonders hatte. Was es außerdem gab, waren meist Trinkbecher. Ganz links ist noch hier ein Kamerad mit so einem Becher zu sehen. Erst als Geld und Pakete kamen, wurde es besser. Da wurden Konservendosen verwendet, wie der rechtskniende Kamerad eine hält und Blechteller besorgt, wie sie die meisten anderen Kameraden hatten. Aber Tische zum Essen, Bänke zum Sitzen

gab es nur für die höchsten Spitzen, die Feldwebel und Kompanieführer.

Noch trauriger als die Form war der Inhalt. Mehr als zwei Trinkbecher ließen sich selten füllen. Meist gab es nur Pferdefleischbrühe mit ein paar riesigen Kartoffeln und einigen Stücken ausgekochten Pferdefleisches, das oft auch noch zu sehnig zum beißen war. Das Schlimmste aber war, daß man uns vielfach verdorbenes Fleisch gab. Einmal wiesen die Köche eine Pferdekeule zurück, in der sich ein großes Geschwür befand. Aber wie oft mag das Tier, dessen Fleisch man uns zu essen gab, an anderen Gliedern, die wir nicht zu sehen bekamen, Geschwüre gehabt haben und wie oft einer anderen Krankheit erlegen sein. Kein Wunder, daß viele schwere Verdauungskrankheiten vorkamen.

20. Bild:

Nachdem wir schon über mangelnde Bekleidung uns ausgesprochen haben, ist es von Bedeutung, in Bild 20 **einen Appell bei schlechtem Wetter im Inneren der Halle** zu sehen. Die Kameraden, soweit sie über Mäntel verfügen, haben sie angezogen. Das Bild zeigt auf der rechten Seite vierzehn, auf der linken achtzehn Kameraden, von denen rechts nur drei und links sechs Mäntel besitzen, das sind von zweiunddreißig nur neun.

21. Bild: Beim Lausen.

Noch ein anderes Blatt gibt es jetzt aufzuschlagen. Wenn man zu großen Mengen an einer Stelle zusammengepfercht ist, ohne daß man sich genügende Reinlichkeit antun kann, so sind schließlich unangenehme Hausbewohner nicht mehr fernzuhalten. Das weiß jeder, der einige Zeit im Unterstand hat zubringen müssen. Wir waren ja noch schlechter untergebracht als die kämpfenden Truppen. So hörten wir denn bald von einzelnen, daß sie Läuse hätten, und weil wir Mann an Mann im Stroh lagen, so hatten bald ganze Kompanien diese Plage

an sich, bis endlich keiner mehr dem anderen etwas vorzuwerfen hatte. Bedauernswert waren solche, die eine Hand nicht gebrauchen konnten. Sie waren gar nicht imstande, sich gegen das Ungeziefer zu wehren. Wer sonst aber irgend auf Reinlichkeit hielt, war täglich mit seiner Wäsche in der Hand zu sehen, wie er den kleinen Gästen in allen Nähten nachspürte und sie zwischen den Nägeln abknackte. Wenn man das täglich tat, so konnte man hoffen, nicht mehr als sechs bis zehn zu beherbergen, aber nach wenigen Tagen Vernachlässigung vermehrten sie sich zu Dutzenden und Hunderten.

Auf diesem Bilde treten wieder einige Zypressen, vom Friedhof herüberschauend, hervor.

22. Bild: Haarschneiden.

Wohl zu unterscheiden sind übrigens Kopf- und Kleiderläuse. Die Kleiderläuse sind nur durch regelmäßiges Kochen der Wäsche los zu werden, Kopfläuse durch eine Sauberhaltung des Kopfes. Um das zu erleichtern, gaben die Franzosen den Befehl, daß alle ganz kurz geschoren gehen mußten. Das war eine ganz vernünftige Verordnung. Unser Bild zeigt die Ausführung. Einige deutsche Kameraden hatten sich von zu Hause Maschinen schicken lassen; sie fanden so Beschäftigung im Beruf und verdienten ein wenig Trinkgeld nebenbei.

23. Bild: Briefausgabe.

Was die Post für uns Gefangene bedeutete, ist kaum zu beschreiben. So wie laute Rufe die Postausgabe verkündeten, staute sich alles, was im Lager war, um den Ausrufer. Auf unserem Bild ist es ein Franzose, sogar ein Protestant, der Oberlehrer an einer höheren Schule in München gewesen war, als der Krieg ausbrach. Mit heller scharfer Stimme ruft er Namen für Namen auf und jeder Gefangene lauscht angespannt auf seinen Namen. Welche Freude, wenn der eigene Name fällt! Welche Enttäuschung, wenn er ausbleibt, vielleicht zum zweiten, dritten, vierten Male. Aber auch wenn

man die Briefe bekam, war es nicht immer nur Freude. Auch sehr traurige Nachrichten hatten sie zu melden. Gefallene Brüder, die schon seit vielen Wochen unter der Erde schlummerten. Krankheit und Sorgen von Weib und Kind und Eltern und Geschwistern. Wie bitter schwer, solchen Kummer noch in solcher Lage! Auch sonst fiel manch bitterer Tropfen in den süßen Wein. Je länger der Krieg währte, um so schärfer arbeitete die Zensur. Zunächst wurde durchgestrichen, das gelang aber häufig noch zu entziffern, dann wurde mit schwarzer Farbe übermalt, schließlich griff man zur Schere, um die zu tilgenden Worte auszumerzen. So erhielt der Gefangene einen jämmerlich zerfetzten Bogen, aus dem nur hier und da ein Satz einen sicheren Sinn ergab. Andere Dolmetscher ließen ihren Spott an dem teuren Brief aus. So zeigte mir einmal ein Kamerad einen Brief, in dem ein Dolmetscher neben die Erwähnung Gottes die Worte gesetzt hatte: „der alte oder der junge Gott?“ Die Franzosen kennen nämlich den Ausdruck alt in erhebendem Sinne nicht wie wir vom „alten Gott“ und der „alten Treue“ reden. Darum spotten sie so darüber. Außerdem wußten die französischen Behörden zu gut, wie tief sie uns hier treffen konnten, darum war es beliebt, als Repressalien Briefsperre zu verhängen, so daß für Wochen und Monate die Nachrichten ganz ausblieben.

Ähnlich wie mit den Briefen ging es dann auch mit den Paketen. Immer schärfer wurden sie von der Zensur mitgenommen. Schließlich wurde jeder Fetzen beschriebenes und bedrucktes Papier weggenommen, ja alle Umhüllungen durften nicht mehr ausgegeben werden. Da konnte man denn mit ansehen, wie armen Kameraden, die kein französisch konnten, in die Mütze Kaffee, Tee, Kakao, Zucker, Salz, Mehl usw. zu einem fast wertlosen Haufen zusammengeschüttet wurden. Ein andermal hatte ein Lagerkommandant in einem anderen Ort die für Montauban bestimmten Pakete wochenlang im Freien aufhäufen lassen, ohne sie auszugeben, bis sie zum großen Teil durchweicht und verdorben waren. Schließlich weigerten sich

die Gefangenen geschlossen, zur Arbeit zu gehen, ehe die Pakete ausgegeben seien. Natürlich rächten sich die Franzosen durch harte Strafen. Aber Achtung hatten sie selbst vor den gefangenen Deutschen.

Doch verlassen wir dies unerquickliche Thema und wenden uns einer Lichtseite in all der Finsternis zu, das war die treue Kameradschaft.

24. Bild: Elf Gefangene.

Unser Bild stellt so einen Kreis dar, der sich enger zusammenschloß. Es sind fünf Mecklenburger, drei Sachsen und drei aus verschiedenen anderen deutschen Landen. Wie fand man sich zusammen? Natürlich strebten die Angehörigen eines Truppenteils danach, sich zusammenzuhalten. Den Grundstock bildeten so die Mecklenburger. In den ersten Wochen in Montauban, wo wir des Nachts in der großen dunklen Halle eingeschlossen waren, wurden Geschichten erzählt, Unterhaltungen angesponnen und bald fanden sich so kleinere Kreise zusammen, die gleiche Fragen bewegten. Man kannte sich zunächst nur nach der Stimme, am Tage ging man unwissend aneinander vorüber.

Dann kam mit dem Gelde auch Licht. Zunächst Lichter, dann Petroleumlampen, trotz des Verbotes, denn die Franzosen schlossen uns fest ein, sie wagten nicht einen Posten in die Halle zu setzen. „Um des Lichtes gesellige Flamme" sammelten sich nun weiter Kreise, die gern zusammen waren. Wir bekamen auch Bücher, eine Bibliothek wurde gegründet; wir lasen uns gegenseitig vor. An den langen Abenden haben wir uns ein Dutzend und mehr dicke Bücher vorgelesen. So kam Weihnachten heran. Ach, wie sehnten wir uns nach daheim! Je weniger wir von draußen hörten, je lebhafter wurde die Phantasie. Wir erzählten uns von Träumen und Vorzeichen, daß wir Weihnachten frei sein würden. Das war Weihnachten 1914.

25. Bild: Kameradschaft im Papierzelt mit Weihnachtsbaum.

Auf unserem Bild ist Weihnachten schon gewesen. Das Tannenbäumchen strahlt noch im Schmuck. Man kann so recht sehen, was alles als Baumaterial gedient hat. Rechts sind auf dem Sacktuch noch Adresse und Postklebezettel zu erkennen. Oben auf dem mittleren Dache liegen Geflechte wie von Rohrkörben. Die Eingänge sind hier offen, aber man sieht rechts, daß man den Zipfel herumschlagen konnte, so daß der Eingang sich schloß. Links ist sogar ein richtiger Schiebevorhang zu sehen. Die Beschäftigung besteht in Rauchen (drei Pfeifen), Lesen (vier Bücher in den Händen) und Unterhalten. Der Kamerad vorne liegt auf einer Decke, die die Franzosen geliefert haben. Auf je zwei Mann gab es davon eine, aber erst zwischen Weihnachten und Neujahr. Vorne rechts ist noch ein Zeichen der Reinlichkeitsliebe, eine Waschwanne zu sehen. Links steht ein Wasserkrug. Solcher gab es auf je hundert Mann einen, und zwar für die Nacht. Dieses Aussehen behielt diese Ecke bis zum 27. Januar 1915.

26. Bild: Dieselbe Ecke nach dem 27. Januar 1915.

Wir sehen eine mächtige Veränderung. Das Stroh ist verschwunden. Glatte breite Papierbahnen bilden die Wände der Buden. Ein sauberes Seidenpapierfenster ist eingebaut und darüber grüßt noch der Tannenbaum von Weihnachten. Die Bude links ist sogar wie das Zelt eines Scheichs mit einer Decke verschlossen. Diese Veränderungen sind das Ergebnis der Einführung von Strohsäcken. Endlich waren Sendungen durchgeschmuggelt, die über unser Elend berichteten, endlich entschloß sich die deutsche Regierung zu Repressalien. Die Franzosen in Deutschland mußten berichten, daß ihre elende Lage der der Deutschen in französischer Gefangenschaft entspreche. Da fing das Volk in Frankreich an zu murren und man mußte durch das Rote Kreuz sich auf Verhandlungen einlassen. So bekam jeder einen Strohsack und zwei Decken. Der Strohsack kam auf eine Pritsche. Es war kalt in jenen Tagen.

Der Atem dampfte in der kalten Halle, als wir uns in der ersten Nacht im Scheine des elektrischen Lichtes niederlegten. Aber schon einen Tag später hatten wir die schützende Wand einer neuen Papierbude über uns. Im ganzen begrüßten wir diese Veränderung ja, aber wir waren schon durch bittere Erfahrungen über jede Neuerung mißtrauisch geworden. Man glaube auch nicht, daß es mit dieser Veränderung genug war!

27. Bild: Dieselbe Ecke im Sommer 1915.

Wieder eine Veränderung. Diesmal sind die Drähte verschwunden. Statt dessen halten Holzlatten die Papierwände aufrecht. In der rechten Ecke ist noch der Buchstabe B zu sehen, das Wort „Bibliothek" steht dort. Nur deswegen darf diese Bude noch bleiben. Mit dem Sommer kam der drakonische Befehl: „Alle Papierbuden sind abzureißen!" Nur die Spitzen und Bevorzugten durften solche behalten. Wiederum sind aber Fortschritte zu sehen: ein Dachfenster, das aufgestellt werden kann, ermöglicht die Lüftung. Die dargestellten Kameraden haben sich diesmal als „Pfeifenklub" abnehmen lassen.

Man denke nun aber nicht, daß diese Veränderungen die einzigen gewesen waren. Immer neue Befehle kamen heraus. Wir hatten uns an den Pritschen Holzbeine angebracht, damit wir unter ihnen sauber halten konnten. Auch Tische und Stühle, Bücherbretter und Schränkchen sind hergestellt worden. Eines Tages kam der Befehl: „Morgen sind alle Pritschenbeine, Tische, Stühle usw. abzuschlagen und abzuliefern. In der Nacht wurde ein großes Feuer in der Halle angezündet und alles verbrannt, um es den Franzosen nicht herausgeben zu brauchen.

28. Bild: Der Schachklub. 1. Bild.

Eine andere Art, die Zeit sich zu vertreiben, waren die Brettspiele. Rechts „Salta", links Schach. Das Schachspiel wurde besonders eifrig betrieben. Die beiden Spieler in der Mitte waren die größten Spieler, die um die Meisterschaft kämpften. Sogar ein Schachturnier wurde veranstaltet, in dem

der eine von ihnen gegen etwa zwanzig andere gleichzeitig spielte, so daß die Bretter auf langen Tischen aufgestellt waren, an denen der Meister immer hin und herging. Die weitaus meisten der Partien gewann er.

29. Bild: Schachklub. 2. Bild.

Dieselben Personen sind hier noch einmal abgenommen. Hier aber regiert das Schachspiel allein und sogar einige Schachbücher sind mit auf das Bild gebracht.

30. Bild: Liebesgabenverteilung.

Wir sind im Januar 1915. Von Amerika sind Liebesgaben gekommen, ein oder zwei Bahnwagen voll. Es handelt sich wesentlich um Wäsche und Kleidungsstücke. Wer sollte nun bedacht werden? Das war keine leicht zu beantwortende Frage. Die Franzosen setzten eine Kommission ein, die die Listen aufzustellen hatte. Ihr gehörten die Personen an, die am Tische sitzen. Im Hintergrund der „Regimentsführer", der große Lagerfeldwebel. Dann ein deutscher Dolmetscher, ein werdender Oberlehrer aus Hamburg. Neben ihm sitzt ein französischer Adjudant. Dieser war einer der besten französischen Vorgesetzten, die ich gekannt habe. Weiter nach vorn kommt der deutsche Lagerprediger, ein Kandidat der Theologie, neben ihm ein anderer Einjähriger als Schreibhilfe. Jeder Kompanieführer hatte nun eine Liste von Bedürftigen einzureichen, die Kommission hatte die Verhältnisse nachzuprüfen und alles zusammenzustellen. Mancher Kamerad ist für die Hilfe dankbar gewesen. Aber es liegt in der Natur der Menschen, daß sie oft nicht zufrieden sind, und in der Natur der Sache, daß auch Irrtümer unterlaufen, so daß die Aufgabe der Kommission nicht immer dankbar war. Mehr Schaden allerdings kam dadurch, daß die Franzosen den Deutschen keinen Überblick über die Liebesgaben gewährten. Ein Teil der Liebesgaben wurde so blindlings hinterher ausgeworfen, ein Teil uns aber vorenthalten und in die Schneiderwerkstatt gebracht, so daß die Fran-

zosen noch Kosten sparten durch die amerikanischen Liebesgaben. Wie manche Gabe hat so ihren Zweck verfehlt. So schlimm ist es allerdings mit der Beraubung der Pakete damals nicht gewesen, wie sie gegen Ende des Krieges sich einbürgerte. Das lag wohl wesentlich daran, daß immer mehr unzuverlässige Kräfte bei der Post und Eisenbahn aller Länder zur Aushilfe eingestellt wurden.

31. Bild: Ein Gefangener mit seiner Schnitzarbeit.

Schließlich begannen die meisten Gefangenen, soweit die Franzosen ihnen Zeit ließen, eine ernste Beschäftigung. Auf unserem Bilde hat einer seine Schnitzarbeit aufnehmen lassen, um sie seinen Angehörigen auf dem Bilde nach Hause senden zu können.

32. Bild: Gemalte Grußkarte.

Ein anderer zeichnete und malte Postkarten, um sie an Kameraden zu veräußern. Eine solche sehen wir vor uns. Aber auch andere Künste wurden ausgeübt. Man konnte sich bei Kameraden Bücher binden lassen, Schuhe besohlen, Reisekoffer und -kisten anfertigen lassen. Ja, es wurden sogar Geigen gebaut und eine kleine Gruppe Musiker gab Konzerte. Ohne die fortwährenden neuen Beängstigungen durch die Franzosen hätte es sich ganz beschaulich leben lassen bei allen Entbehrungen.

33. Bild: Gefangene beim Steinklopfen auf einem Kasernenhof.

Je weiter aber die Zeit fortschritt, um so mehr von uns wurden zur Arbeit herangezogen. Unser Bild stellt einige Gefangene bei der Arbeit dar. Aber die Arten der Arbeit waren recht verschieden. Die Gefangenen wurden, soweit sie Handarbeiter waren, nach Möglichkeit in ihrem Zivilberuf beschäftigt. Geistige Arbeiter aber wurden überall mit zwischengesteckt, wenn sie nicht etwa im Gefangenenlager selbst einen festen Posten hatten. In Montauban selbst konnten aber

nicht alle beschäftigt werden. Darum begann bald ein Versenden der Gefangenen nach außerhalb. Noch im Jahre 1914 wurde ein großer Transport nach Afrika zusammengestellt. Das gab eine Aufregung, wer denn dorthin kommen würde! Es wanderten immer mehr kleinere und größere Gruppen hinaus. Die Zahl der eisernen Bestände schrumpfte immer mehr zusammen. So ging es wenigstens den Sommer über.

34. Bild: Drei Theologen.

Im Herbst 1915 kam ein neuer Zustrom, eine größere Menge Verwundeter. Mit ihnen fanden sich auch einige Theologen ein, so daß es nun im ganzen drei waren. Von ihnen hat allerdings der eine, ein junger Student, sich an Predigt und Seelsorge nicht mehr herangewagt. Die anderen beiden aber lösten sich im Predigen Sonntag um Sonntag ab.

35. Bild: Die Kapelle des heiligen Vinzent als Kriegsgefangenenlazarett.

In dieser Kapelle hat mancher brave Kamerad seinen letzten Seufzer getan. Wir haben schon von den kalten Nächten, der unzulänglichen Bekleidung, der schlechten Ernährung gesprochen. Man kann sich nicht wundern, wenn bald schwere Darmkrankheiten und Lungenentzündungen uns heimsuchten. Das Schlimmste aber waren die hygienischen Zustände, vor allem die mangelhaften Aborte, im ersten Vierteljahre. Für uns 1500 bis 1900 Menschen gab es, sage und schreibe, drei fahrbare Latrinen. Dabei krankte die erdrückende Mehrheit nicht allein an chronischem Durchfall, sondern geradezu an Ruhr. Monatelang hatten die meisten blutigen, schleimigen Abgang. Kein Wunder, daß bald Typhus auftrat. Die Kranken lagen in diesem Raum. In der Zeit vom 20. September bis 1. Dezember 1914 sind nicht weniger als 25 Kameraden ganz allein an Typhus gestorben. Die den Wunden Erlegenen sind dabei noch nicht mitgezählt. Dabei waren die noch gut daran, die hier untergebracht waren. Die beiden katholischen Schwestern

des heiligen Vinzent, die hier abgebildet sind, hielten auf die Ehre des Lazaretts und hatten die Bestimmung auch gegenüber den französischen Offizieren. Aber es gab einen Ort großen Jammers, die Stelle, wo die leichter Verwundeten und Kranken sein sollten, von denen auch viele gestorben sind. Da waren die Armen auf die Gnade der französischen Ärzte angewiesen und deren Erbarmen war häufig gering genug. Die Ärzte kümmerten sich oft gar nicht um die Kranken, so daß die deutschen Sanitäter gezwungen waren, zu operieren. Hierzu hatten die Franzosen weiter nichts zur Verfügung gestellt, als eine rostige Schere. Narkose gab es da nicht. Wenn dann die Ärzte die Gefangenen bei der Operation schreien hörte, lachten sie höhnisch dazu. Solche Roheit war nicht etwa nur vereinzelt zu finden.

36. Bild: Begräbnis eines Deutschen.

Wir begleiten einen Verstorbenen zur letzten Ruhe. Eine kleine Schar ist um die Gruft versammelt, in der der Sarg verschwunden ist. Ein Offizier ist im Begriff, die drei Hände Erde dem Kameraden auf den Sarg zu werfen. Es ist ein Evangelischer, denn der protestantische Geistliche steht im Zylinder dort hinten. Es war ein trübseliger Anblick für uns. Die Franzosen machen sich mit dem Toten nicht viel Umstände. Der kistenartige Sarg aus rohen Brettern wird auf ein vielleicht zwei bis drei Meter langes Brett gesetzt, das so breit ist wie die Gruft und schräg hineingestellt wird. Nun wird der Sarg auf das schräge glatte Brett gestellt, durch einen gelinden Stoß schießt er in die Gruft hinab. Wenn er mit dem Fußende aufstößt, kann man oft noch die Leiche gegen den niedrigen Deckel schlagen hören. Dann wird das Brett unter dem Sarge herausgezogen, der mit dumpfem Schlage auch mit dem Kopfende zu Boden fällt.

37. Bild: Gruppe deutscher Gräber auf dem Friedhof.

Auch der Friedhof selbst ist für unser Gefühl kalt und öde. Kaum das man ein paar kahle Kreuze sieht. Auf den fran-

zösischen Friedhöfen dürfen keine religiösen Sprüche zu finden sein. Das Wort „Gott" darf nicht auf den Steinen stehen. So findet man nur persönliche Widmungen: à mon cher père, à ma chère mère, d. h. meinem lieben Vater, meiner lieben Mutter und ähnliche Worte. Das kommt, weil der Staat alle Friedhöfe sich angeeignet und der Kirche fortgenommen hat. Darum die zwangsweise Gottlosigkeit auf dem Totenfeld. Außerdem findet sich eine Fülle dieser geschmacklosen Glaskränze vor. Die Zypressen geben dem Friedhof nur von Ferne ein feierliches Aussehen. In der Nähe tritt der kahle Stamm zu nüchtern hervor. Unsere Kriegergräber sehen natürlich erst recht trostlos aus.

Im Hintergrunde sieht man übrigens ganz links das Dach der Halle, in der die Gefangenen untergebracht sind. Zwischen dem Friedhof und jenem umfriedigten Komplex führt nur ein Hohlweg unter den Mauern hin.

Auf unserem Bilde sind einundzwanzig Grabkreuze von deutschen Gräbern zu sehen. Im ganzen waren bis Frühjahr 1916 über sechzig deutsche Gefangene hier begraben, von denen etwa die Hälfte an der Stelle liegen, die hier abgebildet ist. Die andere Hälfte liegt hier und da auf dem Friedhof zerstreut.

38. Bild: Schleuse und Wassermühle am Tarn bei Montauban.

Eine angenehmere Gelegenheit als Arbeit und Begräbnis führte die Gefangenen hinaus aus dem Lager. Das war das Baden. Das war in der heißen Sommerzeit eine große Erquickung, die es zeitweilig fast täglich gab.

Auf dem Bilde ist der Tarn unterhalb der Stadt zu sehen, das große Gebäude ist eine alte Wassermühle. Daneben im Fluß eine Schleuse. Drüben aber schwingt die moderne Eisenbahnbrücke ihre weiten Bogen über den Fluß. Jenseits jener Brücke, auf dem flachen Ufer unter den Bergen war unser Badeplatz.

39. Bild: Schleuse, Wehr und Eisenbahnbrücke.

Hier stehen wir unmittelbar vor der eben gesehenen Schleuse. Wir sehen das jenseitige Ufer. Zwischen jenen Häusern rechts führt der Weg hin, den wir oft gezogen sind mit dem Badezeug unterm Arm. In kühnem Bogen schwingt sich das Wehr über den Fluß bis hinüber zur anderen Schleuse. Man kann auch unter dem Brückenbogen hindurch erkennen, wie der Fluß, der im Vordergrunde nach links verschwindet, in einem Bogen zurückkehrt und noch einmal von links nach rechts über die Bildfläche zieht. Das Ufer, unserem Badeplatz gegenüber, war der äußere Bogen der Flußkrümmung, und solche Ufer sind fast immer steil.

40. Bild: Eine deutsche Badekolonne.

Einige sechzig Gefangene mit einem französischen Posten. Jedes Stadium der Bekleidung vom vollen Anzuge bis zum Badekostüm ist vertreten.

41. Bild: Eine Gruppe im Wasser.

Hinten sieht man das hohe Ufer. Der Außenbogen des Wassers hat stets reißende Strömung und hat mehrfach Kameraden in Lebensgefahr gebracht, wenn sie noch nicht sicher schwimmen konnten. Aber es gelang noch immer den sicheren Schwimmern, die Ertrinkenden zu retten. Gegen die Franzosen wurde aber alles nach Möglichkeit verschwiegen, damit uns nicht das Baden ganz verboten werden sollte.

In den ersten Januartagen 1916 war die Zahl der Gefangenen so zusammengeschmolzen, daß der Rest anderswo untergebracht wurde. Dann ging im Frühling ein Transport nach dem anderen hinaus, bis auch der Verfasser mit etwa sechzig Kameraden nach Cahors abkommandiert wurde.

Cahors ist Montauban in allem, was äußere Erscheinung angeht, weit voraus. Alte prächtige mittelalterliche Bauten zeichnen es aus.

42. Bild: Die Brücke Valentré bei Cahors.

Am Palmsonntag lief unser Zug über die Brücke, unter der wir gebadet hatten und traf vielleicht eine Stunde später in Cahors ein. Schon auf der Fahrt von Limoges nach Montauban war uns die prachtvolle Brücke aufgefallen, die ganz in der Nähe des Bahnhofes liegt. Jetzt wurden wir sogar hinübergeführt. Das war für uns eine schwere Aufgabe, denn das Depot lag gerade auf dem entgegengesetzten Ende der Stadt, etwa sechs Kilometer von ihr entfernt. Aber man wagte uns nicht quer durch die Stadt zu führen, weil am Sonntag die Straßen sehr belebt waren. So mußten wir mit unseren schweren Lasten, die alles enthielten, was wir irgend nicht hatten lassen wollen, in einem weiten Bogen die Stadt umziehen. Nie haben wir solche Anstrengung durchgemacht.

Diese Brücke macht einen gewaltigen Eindruck. Dem Verfasser ist keine ebenso schöne Brücke bekannt.

43. Bild: Dieselbe Brücke von der jenseitigen Höhe.

Hier ist die Schönheit der Brücke überwältigend. Außerdem erhält der Beschauer einen Begriff von der herrlichen Lage Cahors.

44. Bild: Die Brücke vom unteren Weg aus.

Hier ist der unter viel Schweiß zurückgelegte Weg zu sehen. Weit über das Wasser grüßen noch einmal die prächtigen Bogen und Türme der Brücke.

45. Bild: Cahors am Lot.

Wir sehen die zweite Hälfte des Bogens, den der Lot um Cahors beschreibt. Auf der Außenseite schleppten wir uns mit unserem Gepäck hin. Im Mittelgrunde ist wieder eine Brücke zu sehen, an der wir noch vorüberkamen. Das Depot für die Kriegsgefangenen lag aufwärts des Lot, aber soweit davon, daß nicht einmal bei dieser Fernsicht die Stelle im Tal zu sehen ist. Aber die Berge, bei denen der Blick rechts verschwindet, sind nicht mehr weit von jenem Depot entfernt.

46. Bild: Die „Neue Brücke" in Cahors.

Auch an ihr mußten wir vorüber, nachdem wir mehr als den doppelten Weg zurückgelegt hatten, als wenn wir die Stadt durchquert hätten. Auch hier tritt die Pracht der alten Bauten hervor. Der Turm, der ganz rechts über die Brücke schaut, ist der Galgenturm, in dem die Gehängten fast durch die ganze Stadt gesehen werden konnten.

47. Bild: Laroque des Arcs. 1. Hälfte (ohne Kirche).

Hier stehen wir unmittelbar am Ufer des Lot und schauen auf die Ortschaft, die unserem Depot gegenüberlag. Die Bergwand war noch vor fünfzig Jahren von oben bis unten mit Weinbergen bestanden. Aber ein paar Jahre später kam die Reblaus und zerstörte fast alles. Viele Winzer verzagten und wanderten aus. Jetzt hat der Regen das Erdreich weggewaschen. Kahl liegen die Wände da. Die ganzen Ortschaften sind durch den Mangel an Kindern verödet. Oft sind kaum die Hälfte der Häuser, oft noch weniger bewohnt.

48. Bild: Laroque des Arcs. 2. Hälfte (mit Kirche und Kapelle).

Ein besonders liebliches Bild. Die Fähre haben die deutschen Gefangenen von und zur Arbeitsstätte oft benutzt. In diesem Dörfchen, wie in vielen anderen des Departements „Lot", sind wir zu allen erdenklichen Arbeiten gewesen. Pflanzen im Garten, Bearbeiten der Weinberge das ganze Jahr, und da gibt es viel zu tun. Sechzehnmal tritt der Winzer im Laufe des Jahres an jeden einzelnen Weinstock heran, ehe er den Wein holen kann. Daneben alle Landarbeiten. Graben, Mähen, Einfahren, Dreschen, Düngen, alles mußten wir können. Im Winter gab es „Holzkommandos". Bäume fällen und zerkleinern lag uns ob. Andere wurden in Steinbrüche geschickt, was eine besonders schwere Arbeit war. Alle vier Wochen wechselten wir die Stelle, um in einer anderen Ortschaft die Arbeit wieder aufzunehmen. Es war oft anstrengend, besonders in der Zeit der langen Tage, wenn ein

langer Weg zur Arbeitsstätte zurückzulegen war. Dieser Weg galt nicht als Arbeitszeit. Dort, wo die Gefangenen für ein paar Tage zur Arbeit waren, wurden auch die sonst so faulen Franzosen auf einmal fleißig. Die Verpflegung war sehr verschieden; meistens sehr knapp, oft ganz unzureichend, bisweilen auch einmal wirklich gut. Aber trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen war dies Arbeitsleben weit erträglicher als jenes Lagerleben. Man hatte nicht fortwährend die böswillige französische Behörde hinter sich, man sah auch wirkliche Menschen und man lernte immer neue Landschaften kennen. Manche wohl langweilig und öde, manche aber, wie die am Lot von wunderbarem Reiz.

49. Bild: Skizze über den Blick vom Depot aus.

An dieser Stelle floß der Fluß an dem jenseitigen Rande der Talsohle. Auf halber Höhe etwa lag ein kleines schloßartiges Anwesen. Es soll ehemals ein Priesterseminar gewesen sein. Der französische Staat aber nahm es der Kirche fort. Es war ein freundlicher Anblick, den wir vor uns hatten. Hierher kamen wir von Zeit zu Zeit wieder zurück, zur Einkleidung, Krankenpflege, oder wenn gerade keine Arbeit außerhalb vorhanden war.

Nach etwa eineinviertel Jahren kam plötzlich der Befehl, daß eine Anzahl von uns von der Schweizer Ärztekommission untersucht werden sollten. Nördlich von Bordeaux liegt an der Gironde die alte Festung Blaye (sprich: Blä). Dorthin wurden etwa achthundert Gefangene zur Untersuchung gebracht. Wir trafen mit alten Freunden aus Montauban zusammen, auch mit einer Anzahl Kameraden aus Afrika. Gegen diese Armen zeigte sich die französische Schikane wieder recht deutlich. Es war Befehl, daß die Lazarette die Krankheitsberichte für die Gefangenen mitgeben sollten. Das hatte man von Toulouse aus nicht getan. Alle, deren Krankheit in jenen vier bis sechs Wochen in Blaye noch einmal auftrat, wurden zum Austausch bestimmt. Aber mancher, der lange und schwer krank gewesen war, mußte

sich unzählige Lichter. Ein märchenhaftes Bild. Wenige Nachtstunden hielt der Zug mitten in der Schweiz. Die letzte Nacht ohne Bett. Durch den Kanton Bern fuhren wir noch in der Nacht, so daß das Berner Oberland von uns nicht gesehen wurde. Aber wir durchfuhren bei herrlichem Wetter Zürich und St. Gallen.

52. Bild: St. Gallen.

Eine große schöne Stadt im Voralpenlande, in der auch viel Internierte untergebracht waren.

Von dort fährt man noch bergab, bis sich plötzlich der Bodensee vor einem ausbreitet. Drüben, etwa zwölf Kilometer entfernt, lag die deutsche Küste. Da stimmten wir „Deutschland, Deutschland über alles" an. Tränen rollten, unsere Stimmen erstickten. In Rohrschach wurde unser D-Zugswagen hinter die Zahnradbahn gekoppelt und noch vierhundert Meter bergauf nach Heiden gezogen.

53. Bild: Heiden in Appenzell mit Zahnradbahn.

Vierhundert Meter über dem Bodensee, achthundert Meter über dem Meer inmitten der saftigsten Weiden gelegen, umgeben von den unendlich lieblichen Hügeln und Bergen des Alpenvorlandes, da fanden wir für viele Monate eine neue Heimat. Wie viele Deutsche haben hier unbeschreibliche Freudentage durchlebt! Frauen fanden hier ihre Gatten, Bräute ihre Verlobten, Väter und Mütter ihre Söhne, Geschwister ihre Brüder wieder. Ein tausendfacher Dank ist den menschenfreundlichen Schweizern in deutsche Herzen geschrieben!

54. Bild: Vierwaldstädter See bei Vitznau.

Eine neue Zeit begann. Wir genossen die Freiheit der Natur in vollen Zügen. Die Umgebung Heidens ist unermeßlich reich an landschaftlicher Schönheit und Abwechselung. Aber auch größere Fahrten konnten wir bisweilen machen,

z. B. an den Vierwaldstädter See, von dem ein stiller Winkel sich auf unserem Bilde findet.

55. Bild: Altman und Säntis vom Kayen.

Näher als jene Gegenden lag uns der Alpstein. Südlich von Heiden erhebt sich der Kayen bis zur Brockenhöhe (1125 m). Von dort aus sah man den Alpstein mit seinen beiden Gipfeln liegen, zu ihnen sind viele Gefangene emporgestiegen.

56. Bild: Heiden mit Bodensee.

Wir müßten aber lügen, wenn wir sagen sollten, daß wir uns auch auf die Dauer ganz wunschlos gefühlt hätten. Immer wieder schauten wir voll Sehnsucht hinüber ins liebe deutsche Vaterland. Schließlich wurde die Sehnsucht in einzelnen zu einer verzehrenden Krankheit. Nach und nach, der eine früher, der andere später, sind wir schließlich alle heimgekommen.

Nun aber lastet ein neuer Kummer auf unserer Seele. Dieselben gewissenlosen Bedrücker, die uns so gequält haben, peinigen nun unser liebes Vaterland. Wehe den Blinden, die ihnen vertrauten! Wehe den Armen, die in ihrer Gewalt sind! Möchte bald die Zeit kommen, wo alle Deutschen das erkennen, und Gott gebe uns dann Männer, die imstande sind, unser Volk vom Feinde loszureißen und einer neuen Freiheit entgegenzuführen!

Pfarrer Romberg, Dreveskirchen in Mecklenb.

Lehmannsche Buchdruckerei Dresden-N. - Obergraben.